

„Rottet die Bestien aus!“

Die verstörende Überheblichkeit der Ignoranz.

Von der Ausrottung der amerikanischen Urbevölkerung über den Sklavenhandel bis zum Holocaust: ein Filmessay von Raoul Peck ("I Am Not Your Negro"), quer durch 600 Jahre Geschichte, eine Reise ins Herz der Finsternis. Persönlich, rasant, aufrüttelnd. Teil eins: Zivilisierung, Kolonisierung, Vernichtung. Von den inneren Zusammenhängen der tragischen Kolonialgeschichte.

Der international renommierte Dokumentarfilmregisseur Raoul Peck beleuchtet den engen Zusammenhang zwischen Rassenhierarchisierung und Völkermorden in der europäischen Geschichte: Ausgehend vom kolonialen Ursprung der Vereinigten Staaten von Amerika zeigt er, wie der Rassenbegriff mitsamt seinen dramatischen Folgen einen institutionellen Status erlangte. Ein mörderischer Geist, der auch die Ausplünderung des afrikanischen Kontinents begleitete und sich letztlich im NS-Programm der "Endlösung" durch die Vernichtung der europäischen Juden niederschlug.

Nach dem oscar-nominierten Dokumentarfilm "I Am Not Your Negro" legt Raoul Peck mit seiner vierteiligen Saga "Rottet die Bestien aus!" sein neues Werk vor. Ausgehend vom Unrecht der Kolonialmächte entlarvt er die bis heute zutiefst in uns verankerte Ideologie der weißen Vorherrschaft. Von der Ausrottung der amerikanischen Urbevölkerung über den Sklavenhandel bis zum Holocaust: ein Filmessay, quer durch 600 Jahre Geschichte, eine Reise ins Herz der Finsternis. Persönlich, rasant, aufrüttelnd:

<https://www.arte.tv/de/videos/RC-022134/rottet-die-bestien-aus/>

Miriam Gillis-Carlebach

Sie wäre am Dienstag 100 geworden: Was diese Frau für Hamburg bedeutet - Vor zwei Jahren, am 28. Januar 2020, starb Miriam Gillis-Carlebach im Alter von 98 Jahren in Israel. Am 1. Februar wäre sie 100 Jahre alt geworden. Warum lebte sie nicht in Hamburg, der Stadt, in der sie aufwuchs? Warum kam sie doch immer wieder hierher zurück? Und was bedeutet Gillis-Carlebach heute für Hamburg und Altona? Ein Gastbeitrag von Ulrich Hentschel: <https://www.mopo.de/hamburg/meinung/sie-waere-heute-100-geworden-was-diese-frau-fuer-hamburg-bedeutet/> - -

Geboren in Lübeck als drittes von neun Kindern des berühmten Rabbiners und Gelehrten Joseph Carlebach lebt sie seit ihrem dritten Lebensjahr in Altona. Sie geht zur Schule und ist in das jüdische Gemeindeleben integriert. In ihrem Buch „Jedes

Kind ist mein einziges“ über ihre Mutter Lotte Carlebach erinnert sich Miriam Carlebach an diese glückliche Zeit: „Mein Jüdischsein war mir selbstverständlich und eigentlich wunderbar: Ich liebte den Schabbat und die Feste, das hebräische Gebetbuch, alle Vorschriften, die Schule und natürlich meine Eltern, diesen Inbegriff der heimischen jüdischen Atmosphäre.“

Miriam Gillis-Carlebach: Vater war Rabbiner in Altona

In dem Rabbiner-Haus mit seinem großen Garten an der Palmaille lernt Miriam auch die selbstverständliche Hilfsbereitschaft für alle Menschen, die darauf angewiesen sind, sogar wenn sie sich feindselig verhalten: „Täglich fanden dort (in der Palmaille) langstündige Aufmärsche statt von Männern in Braunhemden, die links und rechts und geradeaus marschierten und ihre Gewehre auf- und abschulterten. Auch kleine acht- oder zehnjährige Jungen waren schon frühmorgens paradebereit und wurden stundenlang gedrillt. Da kam es des Öfteren vor, dass einer der schwächlichen Kleinen ganz einfach zusammenklappte und ohnmächtig wurde. Diese Kinder wurden dann ohne viel Aufstand in unser Haus gebracht. ... Mutti gab den strohblonden, uniformierten Jungen Tee und legte ihnen feuchte Taschentücher auf die Stirn, streichelte manchmal sogar über ihr blasses Gesicht und sagte: Nu nebbich, zum Erbarmen, es sind doch nur kleine Kinder.“

Kinder nicht für die bösen Taten ihrer Eltern verantwortlich zu machen und ihnen mit Freundlichkeit zu begegnen, das lernt Miriam als einen Grundzug jüdischer Religion und Kultur kennen. Und das wird ihr weiteres Leben als Lehrerin, Professorin und Mutter prägen.

Gillis-Carlebach: „Mein Jüdischsein empfand ich als selbstverständlich“

Hilfsbereitschaft bedeutet schon für die junge Miriam aber nicht Verzicht auf Protest und Widerstand. Sie berichtet: „Mein Jüdischsein empfand ich als selbstverständlich. ... Deswegen empfand ich es als äußerst ungerecht, dass plötzlich an verschiedenen Stellen, an Hauseingängen ... kleine Zettel mit gemeinen Aussprüchen über Juden angeklebt waren wie etwa ‚Die Juden sind unser Unglück‘ und andere boshafte Ausdrücke. Meine ganz natürliche Reaktion war, wenn irgend möglich, sie abzureißen. Obwohl ich keine Ahnung hatte, was für Folgen diese Handlung haben könnte, war ich instinktiv sehr vorsichtig. ...

Einmal, nachdem ich blitzschnell einen Zettel abgerissen hatte und versuchte, mich schleunigst aus dem Staub zu machen, wurde ich von Leuten auf der Straße gefragt, ob ich jemanden gesehen hätte, der schnell weggelaufen sei. Ich machte einen Knicks und schüttelte den Kopf – so wurde ich, und vor allem meine Eltern, durch mein naiv deutsches Aussehen vor schlimmsten Folgen bewahrt. Ein anderes Mal fand ich in einem sehr vornehmen Hauseingang auf der weißgrauen, gemergelten Marmorwand einen Zettel: ‚Große Klappe, wenig Geist, das ganze A. H. heißt‘. Da nichts gegen die Juden auf diesem Zettel stand, ließ ich ihn gnädigerweise unbeschädigt.“

Wenige Wochen vor der Pogromnacht: Flucht nach Palästina

1938, nur wenige Wochen vor der Pogromnacht mit ihrer Zerstörung von Synagogen und der Inhaftierung, Misshandlung und Ermordung von jüdischen Deutschen, reist Miriam, sie war gerade 16 Jahre alt, nach Palästina. Es war eine Flucht vor der deutschen Nazi-Barbarei. Erst viele Jahre später erfährt sie, dass ihre drei jüngsten Schwestern, ihre Mutter und [ihr Vater in Riga mit Tausenden anderen jüdischen Menschen ermordet worden sind.](#)

In einem Kibbuz lernt sie den Lehrer Moshe Gillis kennen. Sie heiraten 1944 und bekommen vier Kinder. Nach deren Einschulung beginnt Miriam Gillis-Carlebach eine pädagogische und wissenschaftliche Laufbahn. Vor allem arbeitet sie an der Dokumentation und Weiterentwicklung der pädagogischen Werke ihres Vaters und gründet später in Tel Aviv das Joseph-Carlebach-Institut. Nach Deutschland will sie in diesen Jahren nicht zurückkehren, verzichtet auf ihre Muttersprache.

In Tel Aviv Joseph-Carlebach-Institut gegründet

Doch 1983 reist Miriam Gillis-Carlebach zum ersten Mal nach 45 Jahren in ihre Kindheitsstadt Hamburg zurück. Aus Trotz, wie sie sagt, denn zu einer großen Feier in Erinnerung an den 100. Geburtstag ihres berühmten Vaters ist sie nicht eingeladen. Sie wird einfach ignoriert. Das wird sich aber bald ändern.

Bei einer Handvoll akademischer Lehrerinnen und Lehrer findet sie Aufmerksamkeit und Würdigung und ist über viele Jahre an den Veranstaltungen des Joseph-Carlebach-Arbeitskreises an der Universität Hamburg beteiligt. Freundschaften entstehen. 1995 wird Miriam Gillis-Carlebach zur Ehrensensatorin der Universität berufen. Doch trotz aller Ehrungen bleibt ihr von der Stadt Hamburg das versagt, was selbstverständlich hätte sein müssen. „Ich wurde nie aufgefordert, zurückzukommen.“ Als eine Hamburger Bürgerin!

Gillis-Carlebach kam gerne ins Kinderhaus Sternipark

Das einzige Haus, in das sie immer wieder gern zurückkehrte und in dem sie immer willkommen geheißen wurde, war das Kinderhaus Sternipark in der Wohlers Allee 56. Es war tatsächlich ein Zurückkehren, denn dieses Haus war früher ein jüdisches Volksheim mit vielen sozialen Angeboten auch für Kinder gewesen, an das Miriam Carlebach sich gern erinnerte. Zwei Generationen später konnten die Kinder im behutsamen und trotz allem auch fröhlichen Gespräch mit Miriam Carlebach erfahren, was jüdisches Leben und seine Verfolgung in Altona bedeutete. Das Spielen und Singen gemeinsam mit dieser alten Frau hat gewiss bei vielen dieser Kinder (und ihren Eltern!) zu einer widerständigen Einstellung gegen jeglichen Antisemitismus und andere Feindseligkeiten gegen „die Fremden“ beigetragen. Auch wenn Miriam Carlebach sich nicht für erinnerungs- oder gar parteipolitische Zwecke einspannen ließ, schwieg sie nicht zu brisanten Auseinandersetzungen. In dem von Jens Huckeriede produzierten Film „Beth Hachajim, Haus des Lebens“, der den Streit um den jüdischen Friedhof in Ottensen Ende der 1980er Jahre

dokumentiert, ist vor dem Bauzaun um die Baugrube für das zukünftige Mercado Einkaufszentrum eine traurige Miriam Carlebach zu sehen. Auch wenn dieser mehr als 300 Jahre alte Friedhof nicht mehr für Begräbnisse genutzt worden war, war er doch ein bedeutender kultureller und repräsentativer Ort für die jüdische Kultur in Altona. Gegen die angeblich rechtmäßige Beseitigung dieses Ortes sagte Miriam Gillis-Carlebach einfach: „Es gibt über dem Gesetz auch eine moralische Einstellung.“ Und nachdenklich sagt sie an anderer Stelle: „Vielleicht haben wir uns damals nicht genug aufgelehnt. Wir müssen uns jetzt auflehnen und zeigen, dass wir starke Juden sind.“

Das könnte Sie auch interessieren: [Sorgen um die NS-Gedenkstätte im Stadthaus](#)

Miriam Carlebach hat es in der Situation selbst nicht erlebt, aber sie wusste wohl von den bössartigen antisemitischen Kommentaren, in denen die protestierenden jüdischen Männer als „Mistviecher“ bezeichnet wurden und Sätze wie diese nicht nur leise, sondern laut herausgerufen wurden: „Die haben sie vergessen zu vergasen.“

Straßenname in Altona sollte an Miriam Gillis-Carlebach erinnern

Aus tiefer jüdisch religiöser und humanistisch pädagogischer Überzeugung praktizierte und lehrte Miriam Gillis-Carlebach Freundlichkeit und Respekt. Das machte es allen Menschen, jungen und alten, leicht, ihr zuzuhören und mit ihr zu sprechen. Dabei wusste sie aus eigener schmerzlicher Erfahrung, dass ganz normale Nachbarn ebenso wie akademisch gebildete Professoren eben dann, wenn es darauf angekommen wäre, den jüdischen Menschen Verachtung statt Respekt, Gehässigkeit statt Freundlichkeit und Verrat statt Solidarität entgegenbrachten.

Es ist an der Zeit, dass an Miriam Gillis-Carlebach auch öffentlich erinnert wird, am besten durch einen Straßennamen in Altona an der Palmaille oder in der Nähe des Rathauses. Ein Straßename macht nichts wieder gut. Aber er erinnert uns an eine jüdische Gelehrte, von der zu lesen und zu erzählen in einer Zeit wieder zunehmender antijüdischer Worte und Taten Klarheit schaffen kann.

Auch wenn ich skeptisch bin, hoffe ich doch, dass die Bezirksversammlung Altona aktiv wird.

Der Autor: Ulrich Hentschel (71) war bis 2010 Pastor an der St. Johannis-Kirche in Altona, arbeitete außerdem als Studienleiter für Erinnerungskultur an der Evangelischen Akademie der Nordkirche. Er hatte Miriam Gillis-Carlebach oft erlebt und zu Veranstaltungen eingeladen.

Sergio Bolona: wir-durfen-der-extremen-rechten-nicht-die-idee-der-freiheit-uberlassen/ <https://sozialgeschichte-online.org/2022/01/19/wir-durfen-der-extremen-rechten-nicht-die-idee-der-freiheit-uberlassen/>

Dieser Text unseres langjährigen Autors Sergio Bologna ist vor kurzem als Debattenbeitrag zur Analyse der Bewegungen der Impfverweigerer in Italien in der Zeitschrift „Officina Primo Maggio“ erschienen. Wir haben ihn übersetzt, weil der Text aus Sicht der Redaktion eine Bedeutung weit über die aktuelle Situation in Italien hinaus hat und viele Parallelen auch zur Diskussion in Deutschland, ja allgemein zur Situation im Westen aufweist. Im Zentrum seiner Analyse steht der Begriff der Freiheit, der unter der trumpistischen Rechten zu einem Mantra geworden ist, das aber eigentlich nur die Freiheit des Kapitals in seiner neoliberalen Form nachbetet. Skizzenhaft führt Bologna die Entwicklung der Impfverweigerungsszene auf die Durchsetzung einer neuen Entwicklungsstufe der Produktivkräfte zurück, in denen die Macht der Internetgiganten die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit neu strukturiert. Er kritisiert den Mangel historischen Bewusstseins bezüglich linker Konzepte in der Gesundheitspolitik angesichts der Coronapandemie und weist Forderungen nach einem staatlichen Verbot faschistischer Parteien wegen jüngster Angriffe auf die Gewerkschaften zurück, weil er vertritt, dass die Auseinandersetzung mit diesen Kräften Aufgabe der Linken sei.

Zur Info weitergeleitet.

Mit solidarischen Grüßen

Antje und Dieter

www.antjeundieter.de

<https://t1p.de/Autoren-Nach-Lesung>

<https://t1p.de/Politisches-Gedicht>

<https://t1p.de/Anti-AKW-Video>

Weitere Infos:

.) **Altona & Kolonialismus** : <https://altonaer-manifest.de/kalender/> - Pardon wird nicht gegeben. Gefangene werden nicht gemacht.

Jahreskalender 2022 – Altona und Kolonialismus!

Gewalt, Unterdrückung und Brutalität gegen Indigene sind zentrale Merkmale deutscher Kolonialpolitik. Vielleicht wurde das Thema deshalb eher verdrängt, als aufgearbeitet. Dabei stößt man überall noch auf koloniale Spuren. Auch in Altona. Wir sind diesen Spuren gefolgt. Unsere Ergebnisse haben wir im Jahreskalender 2022 „Altona und Kolonialismus“ auf 30 Seiten dokumentiert.

Der Kalender regt zum Rundgang ein und ist auch nach 2022 eine informative Broschüre. Es gibt ihn zum Preis von € 12 bei:

Buchhandlung 213, Große Bergstraße 213

Christiansen, Bahrenfelder Str. 69

.) Mörderische Tradition : <https://www.jungewelt.de/artikel/416813.gegenkultur-m%C3%B6rderische-tradition.html> - Kolonialismus und Rassismus waren lange Zeit wichtige, als zusammenhängend begriffene Themen in linken Debatten. Hatten doch bereits Marx und Engels mehrfach darauf hingewiesen, dass ein Volk, das andere unterdrücke, selbst nicht frei sein könne. Tatsächlich ging die Entwicklung rassistischer Wertevorstellungen mit der kolonialen Expansion frühkapitalistischer Mächte und der bewusst vorangetriebenen Versklavung ganzer Bevölkerungsgruppen einher. Um den gewaltsam in die kapitalistische Maschinerie Hineingepressten ihr Menschsein abzusprechen, bedurfte es einer passenden Ideologie.

Mit Beginn der großen Entkolonialisierungsbewegung ab den 50er Jahren, der zunehmenden Thematisierung von Massenmorden, mithin schlimmster Abgründe rassistisch motivierter Unterdrückung schien das Thema irgendwann abgearbeitet. Tatsächlich gibt es heute noch Territorien, die ihrer Entkolonialisierung harren. Und bei vielen formell unabhängig gewordenen Ländern sind die in der Kolonialzeit geschaffenen Gesellschaftsstrukturen im wesentlichen unangetastet geblieben. Die aus der Kolonialära herrührende Beraubung, Unterdrückung und Diskriminierung ganzer Volksgruppen ist keineswegs beseitigt.

Um so wichtiger, dass sich das Magazin für Gegenkultur *Melodie & Rhythmus* des Themas angenommen hat. Einen klugen Einstieg unternimmt Arnold Schölzel mit seinem kulturhistorischen Essay »Vom Menschenfressen«. Er kritisiert die aus der Frühgeschichte des europäischen Kolonialismus stammenden, bis heute durch die Niederungen von Kunst und Literatur wabernden Klischeevorstellungen des zu zivilisierenden »Wilden«. Schölzel zitiert unter anderem den französischen Philosophen Michel de Montaigne, der bereits im 16. Jahrhundert den Unterschied zwischen Europäern und Ureinwohnern Amerikas dahingehend charakterisierte, dass »wir sie in allen Arten von Barbarey übertreffen«.

Montaigne lebte, als in Westeuropa die spätmittelalterlichen Religionskriege tobten – ihnen folgte die Durchsetzung der kapitalistischen Barbarey, wie wir sie kennen. Schon die Unabhängigkeitserklärung der USA, die sich im Jahre 1776 durch Abspaltung vom englischen Mutterland eine von feudalen Relikten freie Entwicklung hin zum Kapitalismus militärisch ertrug, unterschied, wie Schölzel schreibt, zwischen »freien Menschen« und der »übrigen Bevölkerung« – versklavten Afrikanern und deren Nachkommen. Richtig ist: Kapitalismus beruht auf Ungleichheit. Und strukturell angelegte Ungleichheit nimmt, wenn man keinen Einhalt gebietet, zwangsläufig monströse Formen an.

Doch welche Bedeutung haben die Spätfolgen kolonialer Unterdrückung für die Kultur? In seinem Beitrag »Custers letztes Gefecht« schildert Elmar Wigand unterschiedliche Sichtweisen auf einen der wenigen Fälle erfolgreichen Widerstands

nordamerikanischer Indigener gegen das vordringende US-Militär.

Eine Fotoreportage der US-amerikanischen Fotografin Nancy Borowick dokumentiert die Situation auf der mikronesischen Insel Guam. Im Jahre 1898 von den USA erobert, ist das im Westen des Pazifik gelegene Territorium bis heute fremdverwaltet – fast ein Drittel der Insel steht unter Kontrolle des Militärs.

Unbedingt lesenswert auch das Interview von Susann Witt-Stahl mit dem Historiker Jürgen Zimmerer. Dieser hat umfangreich zu den Verbrechen kaiserlich-deutscher Kolonialsoldateska recherchiert und mehr als einmal darauf hingewiesen, dass die Monstrosität des deutschen Faschismus nicht vom Himmel fiel. Eine Vorstufe der bürokratisch organisierten Massenmorde der Nazis seien die Massaker von (nicht allein deutschen) Militärs und Siedlermilizen an der Bevölkerung kolonial erobelter Ländereien. Zimmerer erklärt, dass der in puncto Kolonialgeschichte kaum zu übersehende Revisionismus konservativer bis offen rechter Gruppierungen seine Ursache mithin darin findet, die Historie des »Westens« von strukturell-rassistischen Verbrechen zu reinigen. Deutschland soll endlich wieder zum »Land der Dichter und Denker«, die Gewaltgeschichte von 1933 bis 1945 als einmaliger Ausrutscher verstanden werden.

Mit dem Umgang von geraubten Kunstgütern befasst sich schließlich Andreas Wessel. Er charakterisiert die deutsche Kolonialherrschaft treffend als »legalisierten Raubzug«, schlussfolgert, eine Rückgabe von Raubkunst sei eine überfällige Selbstverständlichkeit. Gleichwohl gibt er zu Bedenken: Eine Trennung afrikanischer Kultur von der Weltkultur »zum Zwecke der Wahrung der afrikanischen Identität« könnte »einem neuen Kulturrassismus beziehungsweise Ethnokulturalismus den Weg ebnen«.

.) Heiße Nadel, heißes Eisen : <https://www.jungewelt.de/artikel/418264.raubkunst-hei%C3%9Fe-nadel-hei%C3%9Fes-eisen.html> -

»Vollständig und bedingungslos« will Hamburg die Bronzen nach Benin City zurückführen: »Rückgabe der geraubten Koralleninsignien an Oba Akenzua II. im Jahr 1938« - »Benin. Geraubte Geschichte«, Hamburger Museum am Rothenbaum, noch voraussichtlich bis Dezember 2022.- Wie keine anderen Objekte aus kolonialen Sammlungen sind die Benin-Bronzen derzeit öffentliches Thema in der Restitutionsdebatte. Eine Ausstellung am Hamburger Museum am Rothenbaum gibt nun einen Gesamtüberblick über die Kunstgegenstände aus dem historischen Königshof von Benin, die seit mehr als einhundert Jahren in der eigenen Sammlung lagern. Noch in diesem Jahr sollen sie vollständig nach Benin City im heutigen nigerianischen Bundesstaat Edo zurückkehren. Grundlage für die Ausstellung ist unter anderem das Forschungsprojekt »Digital Benin«, das weltweit Benin-Bronzen zu erfassen und in einer Onlinedatenbank zusammenzustellen sucht. Am vergangenen Donnerstag wurde am Hamburger Museum der aktuelle Arbeitsstand

der Öffentlichkeit präsentiert.

Ursprünglich war man von 3.000 bis 5.000 Objekten ausgegangen, die infolge des militärischen Überfalls auf den königlichen Hof in der Hauptstadt des Benin-Reichs durch britische Truppen im Jahr 1897 verschleppt und über die Welt verteilt wurden. Sie waren begehrt in Europa. Agenten Hamburger Handelshäuser wirkten an der Verteilung der Objekte mit. Justus Brinckmann, damaliger Leiter des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe, sicherte sich besonders eindruckliche Beispiele der Kunstwerke.

Durch Recherchen der internationalen Forschungsgruppe von »Digital Benin« ist mittlerweile klar: Es sind mehr Objekte im Umlauf als bislang angenommen. Die Datenbank verzeichnet aktuell 5.111 Kunstgegenstände, nicht nur aus Bronze, sondern auch aus Holz oder Elfenbein. Sie befinden sich in den Sammlungen von weltweit 124 am Projekt teilnehmenden Museen in 20 Ländern. Anne Luther, die im Projektteam die technische Umsetzung der Onlinedatenbank betreut, zeigte eine Karte, die die Museen verzeichnet. Die allermeisten befinden sich in Europa, viele in den USA, die wenigsten in Nigeria selbst. Luther geht von weiteren, bislang nicht erfassten Benin-Bronzen aus, die sich weltweit in privaten Sammlungen befinden. Hergestellt werden die Bronzen übrigens bis heute, wie Godfrey Ekhatör-Obogie deutlich machte, der ebenso Teil der »Digital Benin«-Gruppe ist und zur Kulturgeschichte des Benin-Königreichs forscht. Seien die historischen Bronzen ausschließlich für den Königshof produziert worden, leben heutige Kunsthandwerker vor allem auch von kommerziellem Verkauf und Auftragsarbeiten. »Wir können es uns nicht erlauben, heute noch Museumssammlungen nach kolonialen Logiken zu organisieren«, sagte Ekhatör-Obogie in bezug auf die angemessene Darstellung der historischen Objekte. »Es muss ein Umfeld geschaffen werden, aus dem hervorgeht, zu welchem Zweck ein Objekt ursprünglich geschaffen wurde und wie die Menschen damit interagiert haben.«

In Deutschland sind bis heute 1.163 Benin-Bronzen aus 22 Museen erfasst. Die wichtigsten Bestände finden sich im Stuttgarter Linden-Museum, im Kölner Rautenstrauch-Joest-Museum, in den Ethnologischen Sammlungen in Berlin, im Leipziger Museum für Völkerkunde und eben in dem in Hamburg. In letzterem werden unter dem Titel »Benin. Geraubte Geschichte« seit dem 17. Dezember 2021 alle rund 170 Objekte der Benin-Sammlung gezeigt. Die Ausstellung war mit heißer Nadel gestrickt worden, ist sie doch eine Folge des Beschlusses der Museen und der zuständigen Kulturminister von Ende April 2021, wonach die Benin-Bestände in deutschen Sammlungen restituiert werden sollen. Die Ausstellung in Hamburg ist damit die letzte Präsentation der dortigen Benin-Sammlung, ein Akt öffentlicher Verabschiedung.

Darüber hinaus ist sie auch eine Antwort auf die zentrale Forderung der »Benin Dialogue Group« nach Sichtbarmachen der Sammlungsbestände. Die Gruppe, der

neben den europäischen Museen Vertreter aus Nigeria angehören, war bereits 2010 gegründet worden. Unter anderem von Barbara Plankensteiner, die seit 2017 das Hamburger Museum am Rothenbaum leitet. Seit Jahrzehnten forscht sie zu den Kunstgegenständen aus Benin, leitete 2007/2008 die bislang umfassendste Ausstellung von Benin-Kunstwerken. Nun wurde sie als Sprecherin der »Dialogue Group« mit der Koordination bei der Rückgabe der Objekte in deutschen Sammlungen betraut.

Wenn Hamburg nun alle seine Benin-Bronzen »vollständig und bedingungslos« nach Benin City rückführt, wie Landeskultursenator Carsten Brosda anlässlich der Ausstellungseröffnung deutlich machte, ist also auch dem langjährigen Engagement Plankensteiners geschuldet. Während in Berlin derzeit diskutiert wird, wie nun mit den für die Präsentation im Humboldt-Forum vorgesehenen Werken aus Benin umzugehen sei, hat man in der Hansestadt Fakten geschaffen.

Einmal mehr gerät damit das Humboldt Forum mit rund 500 Benin-Objekten in den Berliner Sammlungen unter Zugzwang und Legitimationsdruck. Immerhin, wenn es nach den Worten des Generaldirektors der nigerianischen Denkmalbehörde, Abba Isa Tijani, anlässlich der Eröffnung der Hamburger Ausstellung geht, dürften zumindest ausgewählte Bronzen durchaus in Deutschland bleiben – als Botschafter des reichen künstlerischen Schaffens Westafrikas.

.) Russland als Vorwand : <https://www.jungewelt.de/artikel/418358.imperialismus-russland-als-vorwand.html> - FDP-Politikerin sieht in Westafrika ein »Vakuum«, das Moskau füllen will. Kolonialkrieg in Mali wird mit Sanktionen ergänzt. Paris will Ruhe in seinem »Hinterhof«. Französische Truppen patrouillieren in Mali. Der gute alte Kolonialsound kommt wie frisch gestreamt: Die Vorsitzende des Verteidigungsausschusses, Marie-Agnes Strack-Zimmermann (FDP), warnte am Mittwoch per dpa vor einem schnellen Rückzug der Bundeswehr aus Mali: »Die Frage ist, was passiert, wenn wir rausgehen? Machen sich die Russen breit, um das Vakuum zu füllen? Auch größere Unruhen und damit große Fluchtbewegungen sind nicht im Interesse Europas.« Denn merke: Ganz Afrika ist für zivilisierte Weiße ein »Vakuum«, das sie großzügig von Zeit zu Zeit mit Truppen und Panzern füllen. Einheimische gibt es in der Leere bekanntlich nicht.

Es sei denn, sie machen sich doch bemerkbar und es muss zu Daumenschrauben gegriffen werden. Am Wochenende verhängte die westafrikanische Staatengemeinschaft ECOWAS Sanktionen gegen Mali. Alle Grenzen zum Mitgliedsland sollten geschlossen, alle nicht lebenswichtigen Handelsbeziehungen und alle Finanzmittel Malis bei der von Paris seit der sogenannten Unabhängigkeit gelenkten ECOWAS-Zentralbank eingefroren werden. Auslöser war die Ankündigung der Regierung in Bamako, wegen der unsicheren Lage den Wahltermin vom 27. Februar um bis zu fünf Jahre zu verschieben. Einen Kompromissvorschlag Malis

lehnte ECOWAS am Sonnabend ab.

Am Dienstag erklärte sich Frankreichs Präsident Emmanuel Macron »vollkommen solidarisch« mit dem Versuch der wirtschaftlichen und finanziellen Strangulation und fügte hinzu, die EU werde sich um Verschärfung bemühen. Malis Staatschef, Oberst Assimi Goïta, hatte die Sanktionen am Montag als »illegitim, illegal und unmenschlich« bezeichnet. Ein Sprecher Goïtas hatte zuvor erklärt, die malische Regierung bedaure, »dass sich die westafrikanischen Regionalorganisationen durch Mächte von außerhalb instrumentalisieren« ließen. Goïta erklärte zugleich, dass er weiterhin für einen Dialog mit den westafrikanischen Nachbarn offen sei. Zu dem rief auch der Präsident des Islamrates Malis, Seid Chérif Ousmane Madane Haïdara, am Mittwoch auf und forderte die Gläubigen des Landes für diesen Freitag zu entsprechenden Manifestationen auf.

Ob Frankreich und seine bewaffneten Helfer Gespräche zulassen, ist fraglich. Die USA erklärten bereits, sie unterstützten die »starken Maßnahmen« der ECOWAS ebenfalls. Die US-Botschafterin bei den Vereinten Nationen, Linda Thomas-Greenfield, forderte die Militärregierung auf, ihr Versprechen, zur parlamentarischen Demokratie zurückzukehren, einzulösen. Frankreich und USA scheiterten aber am Dienstag damit, eine Erklärung zur Unterstützung der Sanktionen durch den UN-Sicherheitsrat zu bringen. Die Vertreter Russlands und Chinas verhinderten das nach Angaben von Diplomaten.

Daraufhin zog Frankreichs Außenminister Jean-Yves Le Drian erneut die russische Karte. Er wiederholte in der Nacht zu Mittwoch im Außenausschuss der französischen Nationalversammlung in Paris seine Vorwürfe, dass die Regierung Malis unter dem Deckmantel der Terrorismusbekämpfung von russischen Söldnern der sogenannten Wagner-Gruppe unterstützt werde. Le Drian bezichtigte Russland außerdem der »Lüge« bezüglich des Status der Truppe: »Wenn es sich um Söldner handelt, die russische Veteranen sind, russische Waffen haben und von russischen Flugzeugen transportiert werden, wäre es doch erstaunlich, wenn die russischen Behörden das nicht wüssten.« Moskau bestreitet aber jegliche Verbindung zu den Söldnern. Mali bezeichnet die Russen im Land als Militärausbilder.